

GRISCHKA  
VOSS

# Wer nicht kämpft, hat schon verloren

**Erinnerungen  
eines Gauklerkindes**

Mit 67 Abbildungen



**Amalthea**  
Verlag

Bildnachweis

Alle Abbildungen aus dem Privatarchiv der Autorin, außer  
S. 183 und 184 sowie 191 und 192: Herzlichen Dank dafür an  
Klaus Vyhnaek und Günter Macho!

Besuchen Sie uns im Internet unter: [amalthea.at](http://amalthea.at)

© 2017 by Amalthea Signum Verlag, Wien

Alle Rechte vorbehalten

Umschlaggestaltung: Elisabeth Pirker/OFFBEAT

Umschlagfotos: Privatarchiv Grischka Voss

Lektorat: Maria-Christine Leitgeb

Herstellung und Satz: VerlagsService Dietmar Schmitz GmbH, Heimstetten

Gesetzt aus der 11,35/13,9 pt Chaparral Pro

Designed in Austria, printed in the EU

ISBN 978-3-99050-105-4

eISBN 978-3-903083-83-7

# *Inhalt*

*Prolog* 9

## **I** *Frühe Kindheit* 13

München 13  
Stuttgart 15  
Bodensee 44  
China 52

## **II** *Lebenswege* 70

Bochum 70  
Wien 103  
New York 139  
Rückkehr nach Wien 154  
Mein Weg 168

## **III** *Loslösung und Sterben* 193

Mein Vater 193  
Meine Mutter 216  
Wiederauferstehung 245

*Epilog* 248

*Personenregister* 250

## Wien

Claus Peymann machte meinem Vater das Angebot, mit ihm ans Wiener Burgtheater zu gehen, um dort *Richard III.* zu spielen. Zuvor würden sie bei den Salzburger Festspielen *Ritter, Dene, Voss*, ein Stück, das Thomas Bernhard speziell für diese drei Schauspieler geschrieben hatte, machen. Mein Vater war, milde gesagt, euphorisch und erwähnte den Namen Peymann an die zehntausendmal am Tag in verschiedenen Stimmlagen. Ich war ungemein stolz, dass ein Autor ein Stück für meinen Vater geschrieben und sogar nach ihm benannt hatte. Allerdings verstand ich nicht, warum Bernhard dies getan hatte, ohne meinen Vater vorher irgendwie näher kennengelernt zu haben.

Premiere  
von *Ritter,  
Dene, Voss*,  
Salzburg  
1986



Irgendwann begegneten wir Thomas Bernhard vor dem Hotel Sacher. Er saß draußen im Café, war sehr gut gekleidet und lächelte meinem Vater freundlich zu. Mein Vater, der selber eher schüchtern war, lächelte freundlich zurück. Dann winkte Bernhard uns zu ihm her. Mein Vater und er gaben ei-

ander die Hand, lächelten verlegen und sagten Dinge wie: »Ach, wie schön. Das freut mich aber.« – »Ja, so ein schöner Tag.« – »Wundervoll, Sie zu treffen.« – »So eine Freude, ja.« Auch meine Mutter und ich schüttelten Bernhards Hand. Es war ein Zusammentreffen, das von großer Schüchternheit geprägt war, nach einer Weile nickten wir einander dann zu und gingen freundlich winkend wieder auseinander.

*Ritter, Dene, Voss* wurde zu einem Triumph und der *Voss* zu meiner zweiten Lieblingsrolle meines Vaters. Die Figur, die er gestaltete, war eine extreme Persönlichkeit, die emotionale Grenzen überschritt und den Kontinent betrat, den man Wahnsinn nennt, mit all seinen Facetten, Stimmungen, Rhythmen und Farben. Unvergesslich für mich ist die Szene, in der *Voss* zu den Tönen der *Eroica* die Porträts seiner Eltern umhängt, oder auch der Brandteigkrapfen-Monolog. Hier fesselte mich am meisten der Umgang meines Vaters mit der Sprache Bernhards, das Sich-Hineinreden in einen Zustand. Durch das Wiederholen bestimmter Worte und Sätze katapultierte er sich selbst in aberwitzige Stimmungen und Ausbrüche. Bernhard schrieb sprachliche Stimmungspartituren und der sprachbesessene Peymann schien der ideale Regisseur dafür zu sein. Ich war begeistert von dem Trio infernal, das aus meinem Vater, Kirsten Dene und Ilse Ritter bestand. Es schien, als hätten sie schon immer auf diese Rollen gewartet, als könnten sie in diesen Figuren endlich all das sein, von dem sie schon immer geträumt hatten. Ilse Ritter sah ich zum ersten Mal und fand sie grandios komisch und gleichzeitig Respekt einflößend gefährlich mit ihrer tiefen Stimme in dem so zarten, durchlässigen Körper. Ich erklärte sie heimlich zu meinem neuen Schauspielerinnen-Idol. Diese Aufführung wurde zu meiner großen Freude über viele Jahre hinweg immer wieder gespielt. Ich sah sie an die dreißigmal und beobachtete fasziniert, wie die drei Schauspieler mit fortschreitendem Alter immer mehr



Mit meinem  
Vater als  
Voss in der  
Garderobe

zu den Bernhard-Figuren wurden. Mein Vater und Kirsten Dene schienen durch die vielen Jahre in Wien Bernhard auch immer besser zu verstehen.

Während der Proben- und Aufführungszeit in Salzburg besuchte ich eine Boarding School und machte einen Englischkurs als Vorbereitung für meine neue Schule in Wien. Nachdem man in Österreich an der Waldorfschule nicht Abitur oder, wie es hier heißt, Matura machen konnte, sondern dafür auf ein staatliches Gymnasium wechseln musste, war auch für mich die Waldorf-Ära vorbei. Ich hatte viele Sprachen gelernt, dennoch stellte sich schon bald heraus, dass ich in keine Schule wirklich passte. Die einzige Schule, in der ich mir zusammenstückeln konnte, was ich noch brauchte, war die American International School. Dies bedeutete jedoch, dass die Unterrichtssprache Englisch war und es Noten gab –, besser gesagt, Buchstaben.

Nicht vorbereitet war ich darauf, dass in dem Land, in das ich nun zog, auch eine andere Sprache gesprochen wurde ... Mir

war zwar bewusst, dass Österreich ein eigenes Land war, ich hatte jedoch Deutsch für die Landessprache gehalten. Weit gefehlt. Auf dem Naschmarkt sahen mich manche Verkäufer völlig verständnislos an, wenn ich zum Beispiel Tomaten oder Kartoffeln sagte. Andere, die eher multilingual waren, erklärten mir die neuen Namen: Paradeiser, Erdäpfel, Karfiol – die Liste schien endlos. Alles hieß hier anders. Ich war schwer verstört. Zusätzlich wollte mich die Klofrau vom Naschmarkt partout nicht in die Toilette lassen, obwohl ich fünf Schilling passend hatte. Sie gab für mich unverständliche Laute von sich, die eher unfreundlich klangen und mit »Sie depperte Piefkesau« endeten. Das schien sich auf mich zu beziehen und wirkte irgendwie kränkend. Leicht verzweifelt, weil ich wirklich dringend musste und mich persönlich angegriffen fühlte, rannte ich zu meiner Mutter. Als ich ihr von meiner rätselhaften Begegnung mit der Klofrau erzählte, wurde sie wie immer, wenn jemand nicht nett zu mir war, zur Löwin. Meine Mutter konnte in solchen Momenten wirklich zur Hochform auflaufen. Etliche Lehrer hatte sie bereits das Fürchten gelehrt und auch in Geschäften verlangte sie regelmäßig, den Geschäftsführer zu sprechen, wenn ihr jemand blöd kam. Mir war das immer wahnsinnig peinlich und unangenehm, obwohl ich es insgeheim auch genoss, wenn meine Feinde von ihr verbal hingegerichtet wurden. Sie knöpfte sich die unwillige Hüterin der Retirade ordentlich vor, schnappte mich an der Hand und zerzte mich auch noch zum Marktamt, um sich auch dort gehörig zu beschweren. Mittlerweile war ich, milde gesagt, kurz davor, in die Hose zu machen. Jemand vom Marktamt begleitete uns tatsächlich zurück zum verschlossenen Tor zum – wie es mir in meiner Not nun vorkam – Paradies, und es kam noch einmal zu einer lautstarken Auseinandersetzung, die zwischen Vertretern zweier Kulturkreise ausgefochten wurde und damit endete, dass ich kopflos über die Wienzeile rannte, beinahe wieder angefahren wurde, und dann durch das

Café Savoy hindurch an erstaunt blickenden Gästen und Kellnern vorbei bis zur erlösenden Kaffeehaustoilette.

Eine babylonische Sprachverwirrung jagte die nächste. Bei meinen Versuchen, mich chamäleonartig meiner neuen Umgebung anzupassen, wie ich es sonst so gut beherrschte, pasierte es etwa, dass ich zum Abschied freudig »Blabla!« statt »Baba!« sagte oder »Also dann Tschusch!« statt »Tschüss« rief, aus lauter Angst, Tschüss sei womöglich wieder zu deutsch. (Tschusch ist eine nicht sehr nette Bezeichnung für Bewohner aus dem slawischen Raum.)

Meine Eltern waren da wesentlich hemmungsloser. Meine Mutter verlangte voller Inbrunst beim BILLA nach einem ZIPFELbier – es heißt natürlich Zipferbier –, und mein Vater verlangte regelmäßig breit lächelnd: »Ein SackEL bitte!« Wenn es um Sprachen ging, war mein Vater immer sehr eigensinnig im Erfinden und Umgestalten. Auch wenn man ihn tausendmal verbesserte, blieb er bei seiner Bezeichnung. Seine Übersetzung von Klapperschlange ins Englische war eines meiner absoluten Reizworte. Bei meinem Vater hieß sie »Rättelsnäck«, und dabei blieb es auch. Waren wir zum Beispiel in Italien, verabschiedete er sich selbstbewusst mit »Au revoir!«

Nachdem ich die Bezeichnung »Piefke« etliche Male gehört und sogar in der Zeitung gelesen hatte, fing ich langsam an zu verstehen, dass dieses mir vom Klang her sehr unsympathische Wort Ausdruck für eine besondere Antipathie gegenüber den Deutschen war. Es war mir schon von Aufhalten in Frankreich oder Holland bekannt, dass man als Deutscher noch immer mit den NS-Verbrechen assoziiert wurde, auch hatte man uns des Öfteren Hakenkreuze auf die Windschutzscheibe geschmiert oder in die Autotür unseres roten R4 gekratzt.

Patriotische Gefühle waren mir gänzlich fremd, da ich mich prinzipiell als Heimatlose fühlte, und auch meine Eltern über-



haupt nicht stolz darauf waren, Deutsche zu sein. Ich schämte mich für die deutsche Geschichte und hatte ein ausgesprochen distanzierendes Verhältnis zu meinem Land. Die Ablehnung der Österreicher, besser gesagt, der Wiener, schien sich jedoch nicht nur auf die deutsche Vergangenheit zu beschränken. Es kam mir vor, als mochten sie die Deutschen nicht wegen der Art, wie sie sprachen, wegen ihrer Überheblichkeit, ihres Humors oder, besser gesagt, ihrer Humorlosigkeit, weil sie schlicht keinen *Schmäh* hatten, dauernd schrien, keine nennenswerten Küche hatten, keine guten Mehlspeisen machen konnten – die Liste ließ sich endlos fortsetzen. Zusammengefasst: Man mochte die Deutschen nicht, weil sie eben »Piefke« waren, ganz einfach. Ich fühlte mich wie eine ungewollte Ausländerin – eine für mich neue Erfahrung.

Die Stadt Wien empfand ich dementsprechend im Jahr unserer Übersiedlung als sehr kalt mit ihren übermächtigen, alten Gebäuden und menschenleer im Vergleich zu deutschen Großstädten. Im Sommer konnte man fast nirgendwo draußen sitzen und ich hatte den Eindruck, hier lebten nur alte Leute. So gut wie nie sah ich junge Menschen oder Kinder. Die Mariahilfer Straße, laut unserem Stadtführer die Haupteinkaufsstraße, war verlassen, grau und hatte nichts als kleine, hässliche Geschäfte zu bieten. Kaufhausketten, wie ich sie gewohnt war, schien es nicht zu geben. Die Verkäufer und Kellner waren von ausgewählter Unfreundlichkeit und schienen einen regelrecht hinausekeln zu wollen. Alles sehr merkwürdig, fand ich.

Nachdem wir nicht rechtzeitig eine passende Wohnung gefunden hatten, zogen wir zuerst vorübergehend in eine sehr laute, geschmacklos möblierte Wohnung in der Billrothstraße mit Blick auf den jüdischen Friedhof, der bewacht wurde und von Fremden nicht besucht werden durfte. Ich liebte Friedhöfe und bedauerte zutiefst, wieder einmal einen »geheimnisvollen Garten« nicht betreten zu dürfen. Meine ersten Eindrü-

cke von der österreichischen Gesellschaft und Kultur sammelte ich, da noch Sommerferien waren und die Stadt wie leergefegt schien, im österreichischen Fernsehen. Dies ergab ein zusammengesetztes Bild aus *Die liebe Familie*, einer Art Sitcom für Senioren, *Wer will mich?*, einer Sendung, in der eine Dame im Dirndl mitleiderregend verwaiste Hunde und Katzen anpries, *Wurlitzer*, einer Musik-Talkshow, die es auch für Kinder gab, und dem *Club 2*, einer Diskussionssendung, in der open end geraucht, diskutiert und gestritten wurde und es manchmal sogar zu Handgreiflichkeiten kam.

Zu meinem Schulbeginn in Wien erfuhr ich erst einmal, dass ich gar keine so gute Schülerin gewesen war, wie ich immer gedacht hatte. Meine Zeugnisse wurden umgeschrieben und mit Noten versehen. Auf einmal stand bei Rechnen statt »Christina lauschte aufmerksam und mit großer Freude dem Unterricht« eine Fünf. Das war ernüchternd. Des Weiteren blamierte ich mich auch gleich am ersten Schultag bis auf die Knochen. Ein älterer Schüler im Trenchcoat zischte mir leise auf dem Gang zwischen den Zähnen zu: »Do you smoke dope?« Da ich nicht uncool sein und zugeben wollte, dass ich überhaupt nicht rauchte, geschweige denn wusste, was Dope war, entgegnete ich: »No, just Marlboro Lights!« Dies war der große Lacher in der gesamten Schule und verfolgte mich das ganze erste Jahr hindurch.

Peymann nahm wie schon zuvor von Stuttgart nach Bochum wieder einen Großteil seines Ensembles und seiner engsten Mitarbeiter mit nach Wien. Ich fragte mich manchmal, ob auch er insgeheim den Traum von einer Großfamilie hatte. Diese »deutsche Besatzung«, wie man bald in den Medien lesen konnte, war nicht gerade willkommen. Schauspieler des Burgtheaterensembles fürchteten, dass Peymann nur mit seinen eigenen Schauspielern arbeiten und die anderen links liegen lassen würde. Beidseitiges Misstrauen führte schnell dazu,

dass es im Theater zwei Lager gab, das deutsche, zu dem sich aber durchaus auch ein paar aus dem Burgtheaterensemble gesellt hatten und dafür vom anderen Lager, dem alten Ensemble des Burgtheaters, als Verräter beschimpft wurden. Nachdem Peymann ein eher hitziger Kopf war, kam es innerhalb kürzester Zeit zu kriegsartigen Auseinandersetzungen, in die sogar Politiker und die Medien involviert waren. Es war wirklich grotesk, und die Theaterleute kamen mir wieder einmal wie ein Haufen Kinder im Trotzalter vor. Das Burgtheater schien eine derartige Bedeutung in Wien zu haben, dass ich das Gefühl bekam, das Theater sei eine Art Palast und mein Vater plötzlich ein König. Titel schienen hier einen hohen Stellenwert zu haben, und als Burgtheaterschauspieler wurde man sofort hofiert, man selbst und die Angehörigen, das bedeutete, dass nun auch meine Mutter und ich »Burgtheater« waren.

Während der Proben zu *Richard III.* verschärfte sich die Situation immer mehr. Auch die gesamte Stadt schien sich in zwei Lager zu spalten. Oft kamen Teile des Bochumer Ensembles zu uns, und es wurde stundenlang über die prekäre Situation gesprochen. Ich begegnete Christiane Schneider und Karin Bergmann, die zum engsten Kreis Peymanns gehörten, sehr oft. Ich war von ihrer unermüdlichen Kraft beeindruckt. Christiane Schneider wirkte sehr gutmütig, wie viele große Frauen trug sie stets ganz flache Schuhe und war auf eine charmante Art schlaksig. Karin Bergmann hatte eine richtige berlinerische »Schnodderschnauze«, was mich faszinierte, weil Berlinerisch und Hamburgerisch die einzigen Dialekte waren, deren Klang mir sympathisch war. Sie hatte zudem ein sehr gewinnendes, breites Lächeln, war immer sehr avantgardistisch angezogen und schien eine Meisterin der Diplomatie zu sein. Die zwei Frauen schienen alle Angriffe auf Peymann und umgekehrt seine Empörung und Wutanfälle auf ihren Schultern tragen und ausgleichen zu müssen. Ihr Leben schien komplett von Peymann bestimmt zu sein und nur aus dem

Theater zu bestehen. Ich machte mir immer wieder Sorgen um sie und war überaus erleichtert, als sich beide nach einiger Zeit Hals über Kopf in österreichische Männer verliebten und endlich auch ein Privatleben hatten.

Als sich die Premiere von *Richard III.* näherte, fühlte es sich an, als würde diese eine Inszenierung über alles entscheiden, als sei dieser Abend die große, das Schicksal bestimmende Schlacht. Absurd. Mein Vater war furchtbar angespannt und tigerte sich mit Besessenheit in seine Rolle. Er kämpfte um die Figur und verzweifelte immer wieder daran. Er befand sich in einem absoluten Ausnahmezustand.

In der Zwischenzeit hatten wir auch endlich ein neues Zuhause gefunden. Wir zogen in ein gelbes Schloss auf einem Berg. Das Haus hatte einen Turm, meine Eltern und ich bekamen jeweils eine eigene Etage. Ich verfügte plötzlich über drei Zimmer, wovon eines ein Turmzimmer war, ein eigenes Bad und eine Toilette. Der Erbauer des Hauses war einer der Architekten des Panamakanals gewesen. Seine Familie war während des Nationalsozialismus von einer Hausangestellten denunziert und dann enteignet worden. Das belastete mich gleich wieder furchtbar.

Das Schlösschen war von einem ziemlich verwilderten Garten umgeben. Hinter dem Haus war ein steiler Hang mit Obstbäumen, der bis zum Waldrand heraufreichte. Dort befand sich ein verrosteter Maschendrahtzaun, ein Stück des anschließenden Waldes gehörte auch noch zum Grundstück. Ganz oben befand sich sogar ein ehemaliger Tennisplatz. Immer wieder besuchten uns Rehe, Füchse oder sogar eine Äskulapnatter. Ich war überwältigt, verstand überhaupt nicht, wie wir uns so ein Haus leisten konnten. Praktischerweise befand sich das Haus ganz in der Nähe zu meiner neuen Schule in Salmannsdorf, im 19. Bezirk, der ein Nobelbezirk war, wie man mir erklärte.